

Altenberger Dom, 31. Oktober 2015, 14.00 Uhr, Text: Jes 46,3-7.9., Ex 20,4.

Huldreich Zwingli:

„...die götzen sind bildnussen des Menschen, aber der Mensch ist ein bildnuss gottes“:

Bild und Bibel aus reformierter Perspektive

Liebe Gemeinde,

wie soll ich beten, wenn ich keine Vorstellung von Gott machen darf? Ich kann doch nicht ins Leere beten, doch in der Bibel steht, dass ich mir kein Bild von Gott machen darf!“ So diskutieren Konfirmanden mit mir im leeren Kirchenraum Grossmünster in Zürich. Der Kirchenraum ist ausgeschmückt nur mit Bildern von Augusto Giacometti. Maria im Zentrum, ein dunkelblaues Kreuz zwischen ihren Händen, vielfach nicht beachtet. Und dann die Bilder von Sigmar Polke, die in Unschärfen und kreativer Fantasie zugleich, wie es der PopArt zusteht, mit den Vor-Bildern Christi präfigurativ das Dilemma weiterformt, gleichsam einem offenen Kunstwerk: Ich soll bilderlos von Gott reden, denken und glauben, und komme nicht von seinen Bildern los!

Ich glaube, es ist nützlich, einmal gründlicher über das zweite Gebot nachzudenken und die reformierte Perspektive nicht aus den Augen zu verlieren.

Dazu eine persönliche Note: Wenn ich in einem Kirchenraum wie in diesem wunderbaren Altenberger Dom stehe, dann wird es für meine Zürcher Seele immer eng. Nicht, dass es ein wunderbares Erlebnis wäre, hier zu sitzen, zu beten und Gott zu loben. Gewiss nicht. Doch ich bin in Zürich mit dem leeren Raum als Kirchenraum aufgewachsen. Altar und Bild stören mein meditatives Erleben bis heute. Ich kann gut einordnen, wenn vor allem Gäste aus dem deutschsprachigen Raum im Grossmünster mich und meine Freiwilligen im Präsenzdienst als Zweites fragen: „Herr Pfarrer, ist diese Kirche noch in Betrieb, es fehlt ja alles....“ Ich kann es einordnen und habe selbstverständlich Verständnis für alles, doch bisweilen schmerzt es mich: Wie wenn der „Betrieb“ einer Kirche vom Altar und vom Bild abhängt.... „Betrieb“ haben wir ja in

unseren Domen und Münster, doch Ihren Glauben in „Betrieb“ zu halten, brauchen Sie da konstitutiv Altar, Kanzel, Orgel? Ich soll bilderlos von Gott reden, und ich komme von seinen Bildern nicht los – auch nicht im vermeintlich außerbetrieblichen Grossmünster....

„Kein Gottesbild.“ Dieses Gebot führte immer wieder in der Geschichte zu Missverständnissen und ich befürchte, auch diese Predigt wird sie nicht vollständig ausrotten können. Also, was wissen wir? Das hebräische Wort für Gottesbild, „Päsel“ heißt es, wird am besten mit „Skulptur“ übersetzt, denn darin schwingt das Moment des „Behauens“ mit. Das Gebot heißt also: Du sollst Dir keine Skulptur machen!“ Nur schwingt im Hebräischen nicht so sehr das Moment der Kunst mit; es gab damals noch keine Museen mit schönen Skulpturen.

Du sollst Dir keine Skulptur machen! Wovon sollen wir nichts aus kostbarem Stein behauen oder mit Gold und Silber schmieden? Merkwürdig, nun heißt es im Bibeltext nicht, keine Skulptur von Gott, sondern keine Skulptur von etwas, was oben im Himmel, auf Erden, im Wasser oder unter dem Boden ist. Also, keine Vögel, Kälber, Stiere, Löwen, und Ungeheuer soll man in Stein hauen oder ins Holz ritzen: Das, genau das und nur das sagt das zweite Gebot: Macht euch keine Tierskulpturen zum Anbeten. Schon seltsam, was wir Menschen daraus gemacht haben.

Es gibt eine Religion, die mit großer Ernsthaftigkeit dieses Gebot zu erfüllen trachtet. Das ist der Islam. Mindestens in einer Moschee werden Sie keine Darstellung irgendeines Lebewesens finden. Und wie auch sonst so oft, hat diese Beschränkung im einen zu einem unerhörten Reichtum im anderen geführt: es ist im Islam eine Kunst der Ornamentik und eine Kunst der schönen Buchstaben entstanden, die ihresgleichen sucht. Und das Judentum steht in nichts dieser Kunst hintenan.

Was haben nun diese aus Gold geschmiedeten Kälber mit Gott zu tun, und weshalb steht in den meisten Bibeln übersetzt „Gottesbild?“ Das hat seinen Grund in der religiösen Landschaft der damaligen Zeit. Da gab es rund um Israel und in Israel selber lauter Tempel, in denen solche Skulpturen standen. Und die Glaubenden verehrten sie als ihre Götter. Diese Skulpturen waren – so sahen es die Propheten des Landes – Götzen. Und diese Propheten schrieben sich die Finger wund und schrien sich heiser vor lauter Ärger darüber, dass die Menschen ihre Hoffnung auf etwas setzten, was sie sich selber gemacht hatten.

Sie ärgerten sich, dass die Leute so über Gott verfügen wollten und ihr Herz blind an eine gemachte Skulptur hängten. Gott war doch unendlich geheimnisvoller, unendlich freier, und unendlich anders als ein aus Gold geschmiedetes Kalb. Und Gott ist doch wohl auch unendlich geheimnisvoller als der aus Gold gefertigte Auferstandene in unserem Kirchenraum.

Das, was wir heute mit Gott zu denken wagen, zeichnet Gott als unverfügbar, frei, lebendig, immer mit der offenen Möglichkeit, anders zu sein oder anders zu werden. Das lag den Propheten schon damals am Herzen. Und das ist auch das Anliegen des zweiten Gebotes: Es bewahrt die Freiheit Gottes.

Nun können wir uns fragen, ob das zweite Gebot heute überhaupt noch nötig sei. Unsere Reformatoren haben gute Arbeit geleistet. Besonders der Zürcher Reformator, Huldrych Zwingli, hat gründlich, viele finden vielleicht, allzu gründlich aufgeräumt mit sämtlichen Skulpturen in der Kirche. Leer gefegt hat er den Kirchenraum. Nichts soll den Menschen in seinem Denken und Reden mit Gott und von Gott ablenken. In seiner Schrift „der Hirt“ hielt er 1525 fest: „So man aber mit bilden leren wil, so wirt man all weg die bilder hochschetzen und vereren und götzen uß inen machen. Bilder sind eintweders zuo zier gemacht oder zuo gedächtnus, und wenn man sy in den templen hat, macht man von stund an götzen darus, daß man sy vereret. Darumb sol man sy nienen in den templen noch gheinen orten, da gevar des vererens ist, dulden.“ (Zwingli, IV, 122).

Der leere Raum wird so zum Raum, wo Menschen sich verwandeln und sich ändern und selber nun zu lebendigen Bildern Gottes werden. Durch Christus bekommen diese Bilder nun eine besondere Qualität. Weil Christus sich in den Armen gezeigt hat, bilden die Armen die lebendigen Bilder Gottes. Aus diesem Grund manifestiert sich die wahre Verehrung Christi im helfenden Handeln gegenüber den Armen. Helfendes Handeln kann nun in Anlehnung an das Verhalten gegenüber den Bildern und Figuren als „Bekleiden der Menschen“ umschrieben werden: „Ist es umb des geltes willen ze thuon, so ist es der recht uppig bapstbschiß, damitt man die narren umb die müler salbet, das sy gold und gelt gebind, das er damit die mulesel mit syden und gold beschleuffe. Welchs aber wir den dürfftigen bilden gottes, den armen menschen, geben soltend, so henckend wir's an des menschen bildnus; denn die götzen sind bildnussen des menschen, aber der mensch ist ein bildnus gottes.“ (Zwingli, IV, 107f.)

Durch das Räumen der Bilder wird Freiraum für die Entdeckung des wahren Bildes Gottes geschaffen: das des Mitmenschen in seiner Bedürftigkeit. Verehren heißt jetzt helfen. Das helfende Handeln, das „drinnen“ im Kirchenraum die wahre Verehrung Gottes ausmacht, zeigt sich „draußen“ als echte Wahrnehmung des Menschen. Folgerichtig erfährt sich der Glaubende simultan „drinnen“ wie „draußen“: „drinnen“ im Kirchenraum betend und hörend, „draußen“ helfend und bewahrend. Die Verehrung im Kirchenraum und die Hilfe im Stadtraum sind die zwei Seiten derselben Medaille, des einen wahren Gottesdiensts. In der Auslegung seiner Schlussreden hält dies Zwingli 1523 so fest: „Also: Ist Benedictus für üch crützget? Oder wer hat üch den ungeteilten rock Christi geheissen zerteilen? Warumb habend ir üch gsünderet? Gotsdienst ist nit hinder den muren fysten. Warer gotsdienst ist: witwen und weysen – verstand daby alle dürfftigen – heimsuochen in irem truebsal und sich unvermaßget verhueten vor dieser welt Jac. 1.“ (Zwingli, II, 260).

Das Feiern drinnen in der festen Kirchen-Burg (Luther-Lied), im Vertrauen, dass nur ein Wort das Teuflische in aller Welt fällen kann - und das Verteilen

von Wohnraum und Sinnperspektiven draußen bei den bei uns Schutzsuchenden in Köln und Zürich im Vertrauen, dass Du Herr, nun selbst den Wagen halt! Bald abseits geht sonst die Fahrt! (Zwingli-Lied) schwingen miteinander zu einer einzigen Melodie des Lobes Gottes. Diese Schwingungen sind es wohl, die Menschen sich heute beim Besuch einer Kirche erhoffen, dass in Gotts' Name geholfen wird.

Wir Menschen von heute haben gelernt, Gott nicht in Skulpturen zu suchen. Wir suchen ihn in Sätzen, Worten und „Bildern“, die in unser Herz dringen. Wahr ist wohl, dass man mit abstrakten, dogmatischen Sätze nie und nimmer das Herz erreichen kann. Darum haben Propheten und Psalmsänger in schönsten Sprach-Bildern von Gott gesprochen: von einem Vater oder einer Mutter sprachen sie, vom Hirten, von einem König, vom Licht, von einem zärtlich Geliebten auch. Nie hätte das zweite Gebot ihre bilderreiche Sprache beschränkt. Das Reden von Gott vollzieht sich nur in Bildern und in Symbolen, nur so ist es reich.

Der leere Kirchenraum ist Klangraum für Gottes berührenden Ton und leerer Raum für Gottes reiches Leben. Wenn wir beten, getrauen wir uns, uns Gott vorzustellen: als mir zugewandtes Gesicht, als himmlischen Vater, als bergende Mutter, als warmes, sich in Farben und Stein brechendes Licht. Es ist müßig zu fragen, welches Bild nun richtig ist, etwa so müßig, wie wenn ein Liebender sich fragt, ob seine Freundin nun in der Tat ein Herzkäfer, ein Federnmeer oder doch eher ein Sonnenschein oder gar ein „Müsli“ (eine kleine Maus) sei. Es gibt in der Liebe und im Glauben eine Sprache, die Bilder braucht, ohne verfügen zu wollen, ohne sie zu Götzen zu machen. Die Poesie des Glaubens legt Symbole und Bilder von Gott wie Kleider um die zitternde oder tanzende Seele. Es ist die Sprache dessen, der bekennt, was sein Herz berührt

Nicht über Gott verfügen wollen? Oh, wir wissen, dass es auch gefährlich ist, sich Bilder zu machen, von Gott und von den Menschen um mich herum. Gefährlich dann, wenn es „idealisierte Bilder“ sind, die ich mir von der Zukunft mache, von meinen Mitmenschen, wie sie zu sein und zu werden haben, von

Gott, was er mir schenken soll. Ach, da wird manches in Stein gemeißelt, und viele Räume werden damit verstellt. „*Dein Wille geschehe*“ – so endet jedes rechte Bittgebet.

Wer hat uns das gelehrt: Dein Wille geschehe? – Einer, von dem die Bibel berichtet, Gott hätte ihn als sein Bild zu uns auf die Welt kommen lassen. Merkwürdig, Gott scheut sich nicht, ein Bild von sich zu machen. Selbst wir Menschen seien nach seinem Bild geschaffen. Also wir hier drinnen im Kirchenraum, und die dort draußen in den Notunterkünften...nach seinem Bilde geschaffen – ein Bildnis Gottes.

die götzen sind bildnussen des Menschen, aber der Mensch ist ein bildnuss gottes

Amen

Pfr. Christoph Sigrist

(Stand: 15.10.2015)